Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein

Band: 28 (1944)

Heft: 3-4

Artikel: Erinnerungen eines Leipziger Musensohnes

Autor: Schenker, Manfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419924

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

bieterin erzählen zu hören: me het gwäben ung gsunge. Solche Beispiele zeigen uns zweierlei: 1. es sind großenteils sog. starke Berben, in deren Präsenssormen e und i wechseln, bei welchen wir allerlei Störungen und Unsicherheiten beobsachten können, und 2. die ursprünglichen Formen sind von denjenigen Berben besser erhalten geblieben, die man im Leben vielsach braucht, wobei natürlich in verschiedenen Lansbesgegenden und auch in verschiedenen Familien der Sprachsgebrauch sich je nachdem verschieden entwickeln konnte.

Diese Verben mit dem Wechsel von e und i gehören zwei Ablautreihen an, deren mhd. Formen mit denen unserer Mundarten weithin übereinstimmen — soweit sie nicht, wie die einsache Form der Vergangenheit, der Mundart verloren gegangen sind. Us Beispiele seien genannt: mhd. nem en "nehmen", ich nime, er nim (e)t, wir nemen, er nam, genomen und mezzen "messen, ich mizze, er mizzet, wir mezzen, er maz, gemezzen*.

Den Gründen dieses Wechsels von e und i wollen wir hier nicht nachspüren, auch nicht der Frage, warum die Schriftsprache in der ersten Person das Ausweichen in i nicht mitmacht: ich nehme gegen ich nim. Hier sei nur noch angemerkt, daß dieses e ein ganz offenes e ist, das wir darum in den mundartlichen Beispielen am besten mit ä bezeichnen; ebenso ist das i ein offenes (dunkles) i. Wenn man heute neben wigt in der Mundart auch gelegentlich mit Diphthong wiegt zu hören bekommt, so ist diese Aussprache dem Einsluß des Schriftbildes zu verdanken.

Vielgebrauchte und darum guterhaltene Beispiele dieser Ablautreihen sind etwa: brechen, sprechen, stechen, stechen, treffen, stehlen, sodann geben, treten, essen, fressen, trefen, vergessen. Störungen des ursprünglichen Formensbestandes sind aber nicht etwas, was erst in der neuesten Zeit eingetreten wäre; sie lassen sich schon frühe beobachten, was auch ein Blick in ein mhd. Wörterbuch zeigt: es sind Ausgleichungen ganz verschiedener Art; ein jeder Fall ist

eigentlich für sich zu betrachten.

Ein besonders frühes Beispiel liegt vor in giemen = mhd. zemen, das wie nemen geht; also ez zam, wo wir heute es ziemte sagen. Bon alters her ist natürlich eg gimt die am meiften gebrauchte Form, und von ihr aus ist dann das heutige Zeitwort gebildet worden; schon Luther fagt: "Die Schaubrote, die ihm doch nicht ziem= ten zu effen." In verschiedenen andern Fällen wird heute — wie in mägen — statt e im Prafens a geschrieben, so in gebären und rächen. Das erftere erklärt fich baraus, daß von diesem Berbum, das den Mundarten bis auf das Partizip geboren so ziemlich verloren gegangen ift, fie gebar die zumeist gebrauchte Form war; durch die Schreibung mit ä hat man dann die Bräsensform dieser ange= nähert. Noch Luther schreibt übrigens: "Denn wenb Eli= fabeth mirt dyr ennen fon geperen." Mit dem anderen steht es ähnlich; auch rächen wird in der gewöhn= lichen Umgangssprache ganz selten gebraucht — jedenfalls bis vor kurzem —, unfern Mundarten fehlt es fast gänzlich; da hat man nun durch die Schreibung mit a das alte rechen an das Substantiv Rache anzugliedern gesucht. Jett geht das Wort fast wie ein schwaches Verbum (er rächt, rächte für ält. richt, rach), nur in der Redensart "etwas nicht ungerochen laffen" hat sich noch ein Rest des alten Formenbestandes erhalten.

Es ist natürlich ausgeschlossen, alle die Berben, die ursprünglich wie nemen, ich nim gingen, hier zu bespre=

chen. Nur Weniges fei hier noch erwähnt. Scheren hat zwar das e in der Schriftform festgehalten, aber in der Schriftsprache wie in der Mehrzahl unserer Mundarten hat das Wort den Wechsel von e und i aufgegeben: also er schert, Imp. scheren, soweit das Wort nicht durch andere Ausdrücke verdrängt ist. Nur in einigen, meist abgelegenen Mundarten im Bernbiet, Wallis und Graubunden sind noch die alten Formen im Gebrauch: ich schire, er schirt, Imp. schir. Wir werden daraus, nach dem was wir oben aus= geführt haben, schließen müffen, daß das Scheren (ber Schafe, vielleicht auch von Mann und Kindern) im Leben der Berg= bauern eine wichtigere Rolle spielt als im Leben des Städters. Wir kennen ja sonst eine solche Form höchstens noch aus der schriftsprachlichen Redensart "Was schiert mich das?" Eine kleine Störung anderer Urt läßt sich beobachten bei der Sippe der zu erschrecken "zusammenfahren, aufspringen" gehörigen Worte. Neben erschrecken (mundartlich auch verschräkke), das seit mhd. Zeit bis heute regelmäßig starke Formen bildet, steht das transitive Verbum erschrek= ken "einen zusammenfahren machen", dazu erschreckte, erschreckt. Diesem Wort kommt eigentlich ein geschlosse= nes (helles) e zu, wie in erschrecklig. Nun ist freilich für das Hochdeutsche der Unterschied der beiden e — wir dürfen wohl fagen "leider" — durch die geltende Regelung der Aussprache ausgeglichen worden. In der Mundart dagegen wird die alte Unterscheidung weiter gemacht, wie wir beson= bers deutlich an den zwei Wörtern stecken (3'mits drin stäkke blibe und ebbis ine stekke) beobachten können. Aber das schwache Berb erschrekke richtet sich in der Aussprache vielfach nach dem andern und wohl auch nach bem Substantiv Schräkke, und nun hört man nebenein= ander mit geschlossenem und mit offenem e er het mi erschrekt und erschräkt. Auch in einer folchen Rleinig= keit erkennen wir die lebendige Entwicklung der Sprache.

So können wir, auch wenn wir auf die mundartliche Sprechweise unserer Mitbürger achten, allerlei Beränderunsen sein feststellen, die ein kleines Stück Sprachgeschichte darstellen. Wenn wir z. B. die jüngere Generation heute meist sagen hören er gseet nig guet, es gscheet au gar nit, wo die älteren Leute noch wie in der Schriftsprache mit ier gsit, es gschit sagen, so vollzieht sich da bei sehen und geschehen derselbe Borgang, der bei weben oder

pflegen schon seit langem eingetreten ift.

Gelegentlich freilich spürt man ein inneres Erschauern, wenn man Schüler der Volksschule auf der Straße sich unterhalten hört. Da vernimmt man Formen wie äß das oder wer hälft mer. Wenn man sich in Sorgen Gedanken darüber macht, daß das lebendige Sprachgefühl unserer Jugend so völlig abhanden kommt, so drängt sich einem die Vermutung auf, daß es sich da vielleicht um Nachkommen von zugewanderten Italienern oder andern Fremden handelt. Daß solche ja der Sprache ihrer neuen Heimat gegenüber kein sicheres Gefühl haben, ist nicht verwunderlich. Man müßte da freilich dem einzelnen Fall genauer nachgehen, und dann wäre es reizvoll, auch die weitere Entwicklung dieser Spracheverhältnisse zu versolgen. Auch an andern Orten mag sich dazu Gelegenheit bieten.

Erinnerungen eines Leipziger Musensohnes

Bielen ehemaligen Schweizer Musensöhnen wird wohl wie mir wehmütig ums Herz geworden sein bei dem erschützternden Gedanken, daß die ehrwürdige alma mater, die älteste

^{*} In mittelhochdeutschen Texten bezeichnet z sowohl unser z als unser s.

ber deutschen Hochschulen, dem unerbittlichen Kriegsgeschehen zum Opfer gefallen ist. Auch die heimelige Altstadt, wo hinterm alten Rathaus Goethes Jugendstandbild lebte, und die unermeßlichen Reichtümer des Bibliothekviertels sollen ein Raub der Flammen geworden sein. Bei einer solchen Hiodspostersteht in dem Herzen des dankbaren ehemaligen Studenten ein um so lebendigeres und farbenprächtigeres Bild des geliebeten "Paris an der Pleiße".

Im Herbst 1906 kam ich, nicht als "krasser Fuchs", sondern als Doktorand nach Leipzig. Wie's im Lied heißt, spähte ich in den Gassen, um eine bescheidene Bude aufzustöbern. Zu meinem Erstaunen stand da überall an den Häusern der seltsame Anschlag: "Garçon-logis". Mirgends war zu lefen: "Zimmer zu vermieten". Allerdings fand ich später diese Bezeichnung in den Stragen der Bororte. Ein "Zimmer", das war gut für einen Fabrikarbeiter; einem "Geistesarbeiter", wie man heute sagen würde, war selbst= verständlich was Besseres, nämlich ein "Garçon-logis" be= stimmt! Das Ulkigste, was ich da zu lesen bekam, das war: ein "Garçon-logis für Damen". Daß damit nicht etwa eine Bariser "garçonnière", sondern bloß eine seinere Unterkunft für eine Bertreterin des schönen Geschlechts gemeint mar, das wurde mir nach einigem Nachdenken klar*. Wahrlich, ich mußte bald einsehen, daß Leipzig den Ruf eines "klein Baris", den es im 18. Jahrhundert erworben, noch immer perdiente! Was gab's da nicht alles für Dinge, die einen französischen Namen führten. Im Restaurant, das natürlich nicht Gasthaus oder Wirtshaus hieß, wurden zahlreiche Platten mit französischen Ausdrücken bezeichnet. Gulasch, Rompott, was weiß ich noch. "Rompott" habe ich überhaupt in Leipzig zum erstenmal gehört. In unserm Familienkreis und in den Berner Studentenkosthäusern hieß so was einfach Öpfelmues. Un den Wänden der Leipziger Restaurants stand zu lesen: "Bratwürste à 60 Pfennig das Paar". Lustig, nicht wahr, dieses à? Rlang das nicht nach echt klassischem Französisch**? Um wehmütigsten stimmen mich heute die spottbilligen Breise von Anno dazumal. Da konnte ein armer Student, wie ich einer war, sich Symphoniekonzerte im Palmengarten leisten und mehrmals wöchentlich in herrlich geheizten "bassins" das Schwimmen üben.

Doch standen dem naiven Schweizer noch andere sprachsliche Aberraschungen bevor: Ein "Case", wo ich oft abends aß, sollte vergrößert werden. Ich unterhielt mich mit der Büsettdame und sagte: "Da werden Sie ja mehr Kellnerinnen anstellen müssen." "Bitte sehr", erhielt ich zur Antwort, "in unserm Restaurant gibt es keine Kellnerinnen, nur anständige Mädchen . . ." Was mir aber bei einer andern Gelegenheit zustieß, als ich einem Leipziger "Kommilitonen" sagte: "Deine Base ist ein liebenswürdiges Frausenzimmer", das mag der Leser ermessen, der schon etwas vom Schicksal gewisser Wörter und ihrem moralischen Bersfall (auch in unserm Lande!) gehört hat.

Seit jener sorgenlosen Vorkriegszeit habe ich leider Leipzig nie mehr gesehen. Ob es wohl den Sprachsäuberern seither gelungen ist, den Wortschatz zu "entwelschen"? Wie dem auch sei, ich werde kaum je den Schmerz überwinden, den das jähe Verschwinden einer so hochgeschätzten Kulturstätte in mir ausgelöst hat.

Kurzer Nachtrag zur Mundartpredigt

Wenn von der Volksnähe der Mundart die Rede ist, erwähnt man gern Gotthelf, manchmal sogar in einem Atemzuge mit den eigentlichen Mundartdichtern, was durchaus irreführend ist. Immerhin: der Dichter Ieremias Gotthelf hat von der Mundart reichlichen Gebrauch gemacht; sollte man da nicht annehmen, auch der Pfarrer Albert Vizius habe das getan? — Soeben ist ein erster Band seiner Predigten erschienen; in einem Bericht darüber lesen wir: "Nie macht er auch nur die geringste Konzession an die Rhetorik, nie spielt er mit dem leeren Wort. Und doch ist es stets eine seierlich getragene, ja manchmal eine prophetisch mächtige Sprache, in welche die Mundart nie, außer durch unkontrollierte Hintertürchen, einschleicht." — Der Mann ist offenbar hundert Jahre zu früh auf die Welt gekommen.

Schweizerdeutsches Wörterbuch ("Idiotikon")

125. Heft. Huber & Co., Frauenfeld

Das Heft beginnt mit dem Worte Stump, dem die Vorstellung von etwas Verkürztem, Verstümmeltem zugrunde liegt; daraus entspringen zahlreiche Sonderbedeutungen wie etwa Wurzelstock eines Baumes, verstümmeltes Glied, Zigarre ohne Ropf; als abgebrochene Zähne erinnern "Stümpe" noch an vergangene bessere Tage, besonders wo die Redens= art: "Wer de Wi über d'3ah ine lot, mues no 's Waffer über d'Stümpe lo laufe" zur traurigen Tatfache geworden ift. Manches — ob Rerze, Siegellack, Reisbesen usw. verzehrt sich im Gebrauch zum unansehnlichen Stümpli, das von da aus auch sonst einen Rest bezeichnen kann, z. B. von Speisen, allgemein bekannt aus der Redensart: "'s Stümpli g'hört em Lümpli". Bom Berkurzten ift kein weiter Schritt zu dem von Natur aus Rurgen, und so wird unser Bort 3. B. auch von kurzen, dicken Menschen verwendet, mährend bei einem "Stumpe Berdöpfel" oder gar bei einem "Stümpli Gelt" weniger die Rürze als die Dicke geschätt wird.

Die zünftische Ordnung vergangener Zeiten hielt streng auf die Vorschriften über die Ausbildung des Nachwuchses; wer sie nicht erfüllt hatte, wurde als "Stümpler" verachtet, und immer wieder wurde von den "ehrlichen Meistern" der obrigkeitliche Schutz gegen ihr "Stümple" ("unsauterer Wettbewerb" würde man heute sagen) gefordert; ein Murtener Kannengießer z. B. klagte 1660, "wasmaßen er an seinem Handwerk verhindert werde durch die umbstreichenden safsonischen, italienischen, sombardischen Keßler und Stümpler mit Einschleikung ihrer zinigen Wahr und Stümplerarbeit".

Ebenfalls in vergangene Zeiten führt uns der Stampf oder die "Stampfi", wo allerhand Dinge klein gestampft oder gepreßt murden, und je nach dem besonderen 3meck bezeichnete man diese Betriebe auch als Ol=, Pulver=, Bei= (Knochen), Gerften=, Hirs=, Tabak=, Gips=Stampfi uff. Da und dort erinnern noch Flurnamen an dieses verschwundene Gewerbe, fo ber Stampfenbach in Zürich, und auch ber Familienname Stampfli mag hierher gehören. Der Stämp= fel als wichtigster Teil einer solchen Stampfi ist wohl vergeffen; das Wort felbst aber hat einen neuen Aufschwung erlebt als Bezeichnung des wohlbekannten Gerätes, das allerdings mehr und mehr in der schriftsprachlichen Form Stempel genannt wird. Der Umstand, daß ein solcher "Stämpfel" hie und da migbräuchlich verwendet wird, führte zu der Wendung "lüge wie g'stämpflet", einer für die Buch= drucker tröstlichen Parallele zu "lüge wie 'truckt". In fri=

^{*} Zusat des Schriftleiters: Auch ich hatte in Leipzig einst mein "Garçon-logis". Nach meinem Wegzug schrieb mir die Inhaberin einmal: "Wir haben jetzt einen neuen Garçonherrn".

^{**} Zusag des Schriftleiters: In einer Bierwirtschaft sah ich angesschieden: "Leicht Banrisch a' 15 d", wobei das Wegwerfungszeichen wohl den accent grave vorstellen sollte.